

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

E. Friedel, H. Lemke, O. Monke: Kleine Mitteilungen.

Seiten eingedeicht, von hier bis Peetzig nur linksseitig und von dort bis Schwedt gar nicht mehr.

Zum Schluss sei noch des Wehres bei Hohen-Saathen kurz gedacht. Dasselbe hat 6 Flutöffnungen von je 5,34 m Lichtweite. Es hat dreierlei Aufgaben zu erfüllen, einmal Sicherung des Oderbruchs gegen den Rückstau des Unterwassers, alsdann Aufstau des Oberwassers zur Erhaltung der Schiffbarkeit und endlich Verschluss des Vorflutkanales gegen das Oberwasser, um bei einem Durchbruch zwischen Lebus und Neu-Glietzen die gewaltsame Durchströmung des Kanals zu verhindern.

Da das Niederoderbruch fast alljährlich unter dem Hochwasser zu leiden hat, so beschloss man allmählich eine Anzahl Sonderpolder zu errichten und zwar so, dass sich ihre Ausführung nach den Bedürfnissen der Landstriche richten sollte. Die Trockenpolder für Ackerland sind während des ganzen Jahres trocken zu halten und zwar mittels kleiner Schöpfwerke zur Zeit des hohen Wasserstandes. Die Nasspolder für Wiesen sollen während des Winters Stauberieselung mit Oder-, Landgraben- oder Höhenwasser erhalten, gegen Ende des Winters aber trocken laufen, um den Frühjahrsfluten als Sammelbecken zu dienen. Zwei solcher Anlagen sind schon fertig; die eine erstreckt sich von Neu-Glietzen oderaufwärts bis Zollbrücke und die zweite hat ihr Schöpfwerk beim Bahnhof Freienwalde.

## Kleine Mitteilungen.

**Das „Abtreten“ der Leichensteine.** Über das Verlegen der Leichensteine in den Kirchen, um die Platten als Fliesen zu benutzen, und über das damit verbundene allmähliche „Abtreten“ der auf den Leichensteinen befindlichen Inschriften, Wappen und Bildnisse ist in den letzten Jahren oftmals, auch von dem Unterfertigten, öffentlich geklagt worden. Theodor Fontane, dem dies leidige Misshandeln der ehrwürdigen kirchlichen Denkmäler bei seinen Wanderungen durch die Mark Brandenburg nicht verborgen blieb, weiss davon ein artiges Geschichtchen in seinem „Schach von Wuthenow. Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes“ kurz vor dem Unglücksjahr 1806 zu berichten. Die Berliner Herrschaften besuchten die Kirche von Tempelhof oder wie man damals, seltsamerweise mit einer wendischen Verstümmelung, sagte „Templow“\*) unter Führung des Küstertöchterleins. Auf

\*) Noch jetzt spricht übrigens der richtige Berliner von dem grossen Exerzierplatz im Süden Berlins lieber „Templower Feld“ als „Tempelhofer Feld“. Auch „Templower Ufer“ hört man vielfach sagen. In der Urkunde, durch welche der Bischof Rutger von Brandenburg am 29. April 1247 (Riedel, A. XIII. 315) dem Kloster Walkenried am Harz den Zehnten über 100 Hufen in der Uckermark überliess, und



Befragen nach einem alten Grabsteine wird ihnen ein abgetretenes, aber doch noch deutlich erkennbares Steinbild, das aufrecht in einen Pfeiler, dicht neben dem Altar, eingemauert war, gewiesen. Es war ersichtlich ein Reiteroberst, angeblich ein Tempelritter, der Ritter von Tempelhof geheissen. „Und diesen Grabstein liess er schon bei Lebzeiten machen — sagt das Mädchen —, weil er wollte, dass er ihm ähnlich werden sollte. Und er baute diese Kirche und baute zuletzt auch das Dorf, und nannte es Tempelhof, weil er selber Tempelhof hiess. Und die Berliner sagen „Templo“. Aber es ist falsch.“

„Er lag hier vor dem Altar über hundert Jahre, bis es ihn ärgerte, dass die Bauern und Einsegnungskinder immer auf ihm herumstanden, und ihm das Gesicht abschurrten, wenn sie zum Abendmahl gingen. Und der alte Maltusch, der jetzt ins neunzigste geht, hat mir und meinem Vater erzählt, er hab' es noch mit seinen eigenen Ohren gehört, dass es noch mitunter so gepoltert und gerollt hätte, wie wenn es drüben über Schmargendorf donnert. Aber sie verstanden nicht, was das Poltern und Rollen bedeutete. Und so ging es, bis das Jahr, wo der russische General, dessen Namen ich immer vergesse, hier auf dem Tempelhofer Felde lag. Da kam einen Sonnabend der vorige Küster und wollte die Singezahlen wegwischen und neue für den Sonntag anschreiben. Und nahm auch schon das Kreidestück. Aber da sah er mit einem Male, dass die Zahlen schon weggewischt und neue Gesangbuchzahlen und auch die Zahlen von einem Bibelspruch, Kapitel und Vers mitangeschrieben waren. Alles altmodisch und undeutlich, und nur so grade noch zu lesen. Und als sie nachschlugen, da fanden sie: ‚Du sollst Deinen Todten in Ehren halten und ihn nicht schädigen an seinem Antlitz.‘ Und nun wussten sie, wer die Zahlen geschrieben und nahmen den Stein auf, und mauerten ihn in den Pfeiler.“ Schach bemerkt hierauf, es sei ein Reiteroberst aus der Zeit des dreissigjährigen Krieges oder auch erst aus den Tagen von Fehrbellin, Achim von Haake, gewesen. Dass diese Geschichte dichterische Erfindung sei, braucht wohl kaum hinzugefügt zu werden, volkstümlich und für die Sache lehrreich klingt sie darum nicht minder.

Auf der Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Schwerin habe ich als deren Vorsitzender am 9. September 1890 auf die Dringlichkeit des Schutzes der als Platten in den Kirchen liegenden alten Grabsteine (vgl. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins etc. 38. Berlin 1890, S. 111) hingewiesen. Am 14. Februar 1889 war für Preussen bereits ein Staatsministerialerlass zum Schutz der Grabsteine veröffentlicht (a. a. O. Jahrg. 37, 1889, S. 177); auch im Jahrg. 39, 1891, S. 28 bin ich nochmals auf die Notwendigkeit der Erhaltung der Grabsteine eingegangen.

in der Bestätigung dieser Schenkung seitens des Dom-Kapitels in Brandenburg vom selbigen Tage (Riedel, A. XIII. 316) wird ein „magister Hermannus de Templo“ in Gemeinschaft mit höheren Geistlichen, den Aebten von Zinna und Lehnin, dem Probste Symeon von Kölln etc. und zwar gleich hinter den Aebten, als Zeuge aufgeführt. (Nach Brecht, das Dorf Tempelhof, Berlin 1878, S. 3 fig.) Es fragt sich aber, ob „templo“ hier nicht einfach der Ablativus des lateinischen Wortes „templum“ ist. 43 Jahr später findet sich das Dorf zuerst unter dem Namen „Tempelhoffe“, „Tempelhove“ erwähnt, Brecht a. a. O. S. 6.



Allerdings darf ein Umstand nicht übersehen werden, dass nämlich Fälle vorkommen, wo die Verstorbenen selbst gewünscht haben, dass die Grabplatte über ihren Grabstätten in den Erdboden, meist nahe dem Altar, eingelassen werden sollte. Einige Frommen haben dies aus christlicher Demut gethan: es sollte gerade absichtlich auf ihren Grabsteinen herumgetreten werden. Dann sind es aber allemal schlichte, wenig oder gar nicht verzierte Steine. Es giebt aber auch prachtvoll ausgehauene oder mit Metall ausgelegte Grabplatten, die ebenfalls über den Grabstätten von Anfang an im Fussboden der Kirche gelegen haben. Hiermit ist der Wunsch, dass sie be- und abgetreten werden sollten, keineswegs verbunden worden. Es wäre ja das auch eine widersinnige Vereinigung von Hochmut und Demut gewesen. Diese Prunkgrabsteine lagen vielmehr entweder in wenig besuchten Kapellen oder an solchen Stellen nahe dem Altar, die gegen die Volksmenge in der katholischen Zeit abgesperrt waren. In der nachkatholischen Zeit ist diese Absperrung und damit die geheiligte Scheu vor dem Treten auf die Grabsteine fortgefallen. Auch diese oft für die Kirchen-, die Orts- und die Landesgeschichte wichtigen Steine sollten herausgenommen und durch senkrecht Einmauern an den Wänden vor der Zerstörung gerettet werden. In diesen Fällen empfiehlt es sich, den geretteten Stein mit einer Metallnummer zu versehen und an Stelle seiner in den Fussboden eine gewöhnliche Platte mit derselben Metallnummer versehen einzulassen. Es wird auf diese Weise die alte Grabstelle genügend markiert und kann dieselbe alsdann ohne Bedenken, dass etwa in Zukunft die Lage des darunter befindlichen eigentlichen Grabes verdunkelt werde, betreten werden.

Berlin, den 16. November 1897.

E. Friedel.

**Altes märkisches Kirchen-Steinmetz-Zeichen.** In der „Brandenburgia“, Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg (Jahrg. 1893 S. 86) berichtet E. Friedel über das Dorf Hönow:

„An der Südwest-Ecke der hausteinernen Kirche ist in Mannshöhe ein dunkler, anscheinend dioritischer Stein eingelassen, in welchem nach dem beifolgenden Schema ein seicht vertieftes und schraffirtes doppeltes griechisches Kreuz gemeißelt ist. Über die Bedeutung dieses Zeichens, welches unter die Kirchenmarken zu rechnen sein dürfte, haben wir nichts in Erfahrung gebracht. Vgl. auch Bergau S. 416, wo indessen die betr. Marke nicht erwähnt ist und die Kirche als ein Granitquaderbau des 14. Jahrhunderts bezeichnet wird.“

Der Unterzeichnete hat dieselbe Marke auch an einem pommerschen Kirchbau zu Plöwen im Kreise Randow gefunden und sieht in derselben, die er lieber als ein geschachtetes Feld charakterisieren möchte, nichts anderes als ein Steinmetzzeichen. Plöwen unweit von Locknitz (an der Stettin-Pasewalker Bahn) bildete ehemals eine märkische Enclave. Die Marke findet sich hier allerdings nicht wie in Hönow an einer Ecke des Gebäudes, sondern an dem Sockel des Südportals. Dies Portal aber ist in seiner ganzen Formgebung und namentlich in dem von einem Menschenkopf gebildeten Schlussstein des Kreuzgesimses auf den ersten Blick erkennbar als ein Werk des sog. Übergangsstils und zwingt, auf das 13. Jahrhundert als Bauzeit



zurückzugehen. Dasselbe dürfte auch für die Kirche in Hönow geboten sein, ebenso um des Rundbogens willen in seinem aus Granitquadern abgetrepten Portal, wie wegen der Übereinstimmung der Marken. Ich zweifle nicht, dass diese Marke sich bei genauerer Untersuchung der märkischen Dorfkirchen jener Zeit auch noch anderweitig finden würde. Hinzugefügt sei noch, dass das Portal von Plöwen genau dasselbe Profil hat, das sich an einem anderen märkischen Bau findet, nämlich an der Marienkirche in Prenzlau. Überhaupt entsprechen die Quaderbauten Mittelpommerns durchaus den märkischen und sind offenbar nach dem Vorbilde dieser gebildet, während sie in dem westlichen Pommern ihre Muster von Westen her aus Mecklenburg erhalten zu haben scheinen. Namentlich ist der Zusammenhang in der Bauweise in der Uckermark und in dem Kreise Randow ganz unverkennbar.

Stettin, den 25. November 1897.

H. Lemcke.

In Verfolg dieser dankenswerten Mitteilung des Herrn Provinzial-Konservators für Pommern Gymnasialdirektor Professor Lemcke bitte ich die Leser dieser Zeitschrift um gefällige Angabe nach dem Märkischen Museum, wo sich sonst etwa noch ähnliche schachbrettförmige Steinmetzzeichen befinden, Vergl. meine Abbildung im Monatsblatt 1893 Seite 86.

E. Friedel.

**Der hoffähige Leierkasten.** Im September 1896 berichteten die Zeitungen, dass Kaiser Wilhelm II. den italienischen Leierkastenmann Savori nach dem Marmorpalais in Potsdam kommen liess, um dort zum Geburtstag einer Prinzessin aufzuspielen, und dass unser Herrscher mit dem Manne, der nur gebrochen deutsch sprach, sich leutselig unterhielt. Dieser Savori, der nicht unvermögend ist und sich mit dem angeborenen Chic seiner Landsleute zu benehmen versteht, wird in Potsdam häufig von hohen und höchsten Kreisen requiriert, in die Hotels und Offizierkasinos sowohl als auch in Privatgesellschaften. Der vor etwa 20 Jahren in Potsdam eingewanderte Drehorgelspieler sorgt denn auch dafür, dass er stets die neuesten Tänze und Weisen auf die Walze bringt.

Ich kann bezüglich Berlin hinzufügen, dass ich auch hier bemerkt habe, wie in Familien der höchsten Aristokratie, die in Berlin den Winter über zubringen, ohne hier ansässig zu sein, sich in ihren Quartieren nicht selten durch Drehorgelspieler zum Tanze aufspielen lassen. Selbstredend sind dies stets ordentlich gekleidete, anständige und auserlesene Leute.

Ein alter biederer Berliner Bürger, der Tischlermeister Theodor Schmiedcke, der bereits im Jahre 1847 im Hause meiner Eltern tischlerierte, also auf eine lange Lebenszeit zurückblickt und voller denkwürdiger Erinnerungen steckt, teilt mir anlässlich des Savori'schen Falles folgendes mit:

„Mein Grossvater mütterseits, der Mechanikus Joseph Benoit, Besitzer einer Tierbude (Menagerie) und eines mechanischen Kabinetts, Berlin, Georgenstrasse 45, bereiste von hier aus mit seinen Schaustellungen aller Herren Länder, selbst ausserhalb Europas, und liess sich als etwas ganz besonders Neues und Merkwürdiges in Breslau eine künstliche Drehorgel bauen, mit welcher er hier in Berlin etwa in den Jahren 1780 bis 1790 auftrat.“



Benoit wurde mit seinem Wunderkasten sehr häufig in das Berliner Königliche Schloss befohlen. Auf der Drehorgel waren grosse mechanische Figuren befestigt, welche sich zum Ergötzen der Hörer und Beschauer nach dem Takt der Musikstücke bewegten. Auch andere Kunststücke, Schattenspiele, Laterna Magica-Bilder und dergl. wurden von Benoit gezeigt. Besonders exzellierte er durch die Darstellung des Leichenkonduktes der hochseligen Königin Luise, der auf eine Wandseite des Weissen Saales geworfen wurde und unter Trauermusik passierte, wobei der gesamte Hof, natürlich auch die jugendlichen Prinzen und Prinzessinnen zugegen waren.

Dies verschaffte dem Benoit viel Kundschaft, er musste mehrere dergleichen kunstvolle Leierkasten anschaffen, deren Spiel in den Hotels und Gasthäusern sehr begehrt war und meinem Grossvater viel Geld brachte.

Alle diese Kunstsachen waren, wie angedeutet, in dem alten Hause Georgenstr. 45 untergebracht, welches tief unter dem Strassendamm lag und ein doppeltes Dach hatte, weshalb das Gebäude den Spitznamen ‚der Neustädtische Sargdeckel‘ führte.“ —

Ich bin im Jahre 1848 als Kind in diesem seltsamen und unheimlichen Bau, der so recht wie ein Spukhaus aussah, öfters gewesen. Er ist längst verschwunden. An seiner Stelle erhebt sich ein dem Kgl. Oberhofmarschallamt gehöriges Dienstgebäude.

Berlin, 11. November 1897.

F. Friedel.

**Hochzeitsthaler.** Das Märkische Museum hat vor kurzem einen wohl-erhaltenen silbernen Hochzeitsthaler erworben. Auf der Vorderseite ragt aus Wolken ein rechter Arm, der an flatternden Schnüren drei verbundene Herzen hält. Darunter zwei schnäbelnde Turteltauben, rechts und links je eine blühende Blume und ein Fruchtbaum. Darunter:

Wo Gott die Hertzen so verbunden,  
Da bringt die Eh' beglückte Stunden.

Auf der Rückseite steht:

Soll Dein Freyen  
Woll gedeyen,  
Flehe Gott umb Gnade an.  
Bei dem Flehen  
Mustu sehen,  
Ob Dein Freyen woll gethan:  
Freyen ist kein Pferdekauff,  
Freyer thu die Augen auff.

Bei den letzten zwei Zeilen fallen einem unwillkürlich die berühmten Verse wieder ein, welche der im Ratsweinkeller zu Lübeck befindliche Sandsteinkamin (1575) des „Brautgemachs“ trägt:

Menich man lude synghet,  
Wen me em de brut bringet.  
Weste he wat man en brochte:  
Dat he wol wenen mochte.  
(Mancher Mann laut singet,  
Wenn man ihm die Braut bringet;  
Wüsste er was man ihm brächte:  
Dass er wol weinen möchte.)

E. Fr.



**Nachlese zum Toten Mann.** (Vgl. Monatsblatt VI, S. 178—180.)  
 A. Der tote Mann bei Swinemünde. Von Friedrichsthal führt ein Fahrweg am Saum des Waldes bis zur Ducherow-Swinemünder Chaussee. Zur Rechten geht ein Fussweg nebenher, der kurz vor dem Eisenbahndamm wieder in den Fahrweg mündet. Etwa 200 Schritt von der Bahn lag zwischen dem Fahrweg und Fussweg der tote Mann.

Ein alter Fischer aus Cammincke (am Haff) beschrieb mir die Stelle genau und erzählte, dort sei vor vielen Jahren ein Mann erschlagen worden. Jeder Vorübergehende habe früher einen Zweig auf die Stelle geworfen. Bald sei der Haufen klein, dann wieder gross gewesen; schliesslich sei er ganz verschwunden. Heut ist er nicht mehr da.

B. Der „tote Mann“ bei Pasewalk. In der Rothenburger Heide (königl. Forst) führt der Weg an einem Reisighaufen vorüber; jeder Vorüberkommende muss einen Zweig darauf werfen.

Dort wurde vor langer Zeit ein Pferdehändler ermordet.

Mitgeteilt von Herrn C. Ledoux, Hausbesitzer, Ramlerstr. 25. Herr Ledoux hat den Haufen selber gesehen.

C. 4 „tote Männer“ sollen sich in der Heide bei Ueckermünde aus Reisholz aufgeschichtet befinden.

Mitgeteilt durch Frau Blunck, Ahlbeck, Schulstr. 9.

O. Monke. Juli 1897.

### Berichtigung.

**Der arme Mann in der Bernauer Vorheide.** In meinem Bericht in Nr. 9 der Brandenburgia habe ich durch ein Versehen eine zweite Version der Volkssage unerwähnt gelassen, ohne welche der Schlusssatz über den Salzgehalt des Wassers unverständlich bleibt.

Es wird nämlich noch erzählt, dass der Bauer samt seinen Zugtieren im sumpfigen Teiche ertrunken sei: als nun dem Bäuerlein das Wasser schon bis an den Hals reichte, reckte es, den sicheren Tod vor Augen sehend, die Arme gen Himmel und schrie: „Ich armer Mann, ich armer Mann!“ Weil aber der Bauer an dem heissen Tage sehr stark geschwitz hatte, ist das Wasser von seinem Schweisse salzig geworden und so ist es geblieben bis an den heutigen Tag.

Der „arme Mann“ ist leicht zu finden; er liegt in dem Winkel, den der Schönower Weg mit der Wandlitzer Chaussee im Nordosten bildet. Der Schönower Weg schneidet die Chaussee bekanntlich ca. 1 Kilometer (10 Minuten) nördlich vom Waldesrand. Verfolgt man den Weg von diesem Schnittpunkte aus in der Richtung nach Ützdorf, bezw. Lanke, so erreicht man den an der linken Seite des Weges liegenden Teich in 5—6 Minuten. Der Teich ist fast kreisrund, und seine Fläche ist derartig mit Sumpfpflanzen bewachsen, dass nur am Rande ein etwa meterbreiter Wasserstreifen übrig geblieben ist, der sich auf der Ostseite am deutlichsten markiert.

O. Monke.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 34. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.